Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 42 — **Marburg i. H., den 20. Oktober 1921** — **35. Jahrgang**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 12 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2,65 Mark, Ausland 4,80 Mark. Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag; Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 1,20 Mark. Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Das Existenzminimum — Die religiöse Krisis. Erste Hälfte — Die feindlichen Brüder: Pfarrer und Lehrer — Die Hoffbauer-Stiftung auf Hermannswerder. Ein Nachtrag zu dem Artikel Von deutscher Not — Um Friedrich Wilhelm Foerster. 1. Zum Führerproblem; 2. Zur Klärung; 3. Zur Berichtigung; 4. Offner Brief an Dr. Fr. W. Foerster — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Existenzminimum

(Bergpredigt und Kultur 5)

Der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe. Matth. 6, 34

Jesus hat oft zu den Jüngern davon geredet, daß sie für ihn und seine Sache auch ihr Leben lassen müssen, und ist ihnen mit dem Opfer seines Lebens vorangegangen. Das hat aber ihn nicht gehindert mit ihnen zu leben, und so hat er auch ihnen nicht gewehrt zu leben. Im Gegenteil, er hat ihnen zugetraut und zugemutet, daß sie in Zeiten der Armut und Knappheit dennoch ihres Lebens froh bleiben sollen, dessen gewiß, daß ihr himmlischer Vater sie nähren und kleiden werde. Sie dürfen sich nicht sorgen, auch wenn nach menschlichem Ermessen schon Ursache dazu wäre: ein Existenzminimum ist ihnen gewiß.

Nicht ohne Arbeit. Ein jeglicher Tag hat seine Plage. Vögel sind so gestellt, daß sie ihre Nahrung finden, ohne zu säen, zu mähen, in die Scheunen zu sammeln. Lilien wachsen und schmücken sich, ohne zu spinnen. Der Mensch hat seine Glieder, Kräfte, Gaben, seinen Verstand und seine Energie, um davon zu leben. Er sät, mäht, erntet und spinnt. Eins ist so natürlich wie das Andre. Mit der ersten Scholle Erde, die der Mensch bewegte, war das Existenzminimum gesichert. Und damit zugleich war die Kultur da.

So bleibt nur die Frage, ob man über dieses Minimum hinausgehen dürfe? Ob alles Fürsorgen darüber hinaus schon Sünde sei? Oder nur dann, wenn sich ein Sorgen und Hasten damit verbindet, das uns um das „mit Danksagung empfangen" bringt?

Ich glaube wirklich, daß die Sünde erst anfängt, wo der Geiz und die Sorge einsetzen. Wenn im Gleichnis der barmherzige Samariter zwei Groschen herauszieht, um den Wirt für die Aufnahme des Verwundeten zu lohnen, und ihm verspricht, im Bedarfsfall noch weiter für die Kosten aufzukommen, müssen wir ohne Zweifel in ihm einen Mann erkennen, der über das Existenzminimum hinaus Vermögen besaß und nur verstand, den rechten Gebrauch davon zu machen.

Jesu „Sorget nicht" eröffnet geradezu eine neue Kultur. Es hebt den Fluch von Gen. 3, 19 auf: mag der Schweiß auch einmal vom Körper rinnen, der Geist arbeitet frisch und fröhlich. Er gibt Psalm 90, 10 einen andern Ton: kein Klagen, auch kein noch so leises, ist mehr dabei, sondern auch für Mühe und Plage haben wir nur Lob und Dank. Unzählige haben das schon sterbend bekannt, und an ihren Gräbern ist es bezeugt worden. So entgiftet Jesus unser Schaffen und damit unsre ganze Schaffenswelt.

Denn das versteht sich: wer selber nicht ängstlich sorgt, sorgt dafür, daß auch der Nächste nicht ängstlich sorgen müsse, sondern sein Existenzminimum habe. R

Die religiöse Krisis

Vortrag, gehalten am 18. Juli 1921 auf einer Konferenz rheinischer Pfarrer in Köln

Unter den Gestalten, in denen sich uns die religiöse Krisis der Gegenwart wie auch die anderer lebendiger Zeiten andeutet und offenbaren könnte, erscheinen mir als besonders bedeutungstief die des Täufers Johannes und die des Petrus, nicht als Individuum, sondern als Symbol der katholischen Kirche. Diese beiden Gestalten, eine lebendig bewegt, die andere ewig-starr und ruhend, oder, was ja genau das Gleiche ist, sich folgerichtig entwickelnd, spielen in der Geistigkeit und auch im übrigen Gepräge unserer Zeit eine größere Rolle, als Viele ahnen. Nicht nur, daß der Täufer in wissenschaftlichen und religiösen Werken, von denen Dibelius und Barth genannt seien, behandelt wird, nicht nur, daß die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Katholizismus, unter anderem z. B. das Sonderheft der „Tat", immer weitere Kreise zieht: vielmehr ist gerade auch die innere Anziehungskraft dieser beiden Gestalten, deren eine, der Täufer, immer mehr anfängt, dem heutigen Protestantismus das Gepräge zu geben, ungeheuer stark. Die bezwingende Geste einer vorbereitenden Gestalt des Uebergangs, die so viel Fragwürdiges, Vorläufiges und Unmögliches hat wie Johannes, läßt Viele unserer Besten nicht los. Man dramatisiert ihn. Man spürt, daß wir, die wir auch Menschen einer Uebergangszeit sind, uns gerade noch an ihn, aber nicht an Jesus, der dann der Eigentliche und nicht mehr der Vorläufer ist, heranwagen dürfen. Man identifiziert sich mit ihm; denn man merkt, daß man bei ihm eine bis ins Lebendigste abgewogene Polarität von sozialer Botschaft und Krisis der Kultur hat. Es waren doch Wenige, die so wie er von der angstvoll erwarteten Katastrophe aus eine soziale Neugestaltung und vom Reich Gottes aus umgekehrt die Notwendigkeit der katastrophalen Kulturkrisis schauten. Nicht nur einige Schweizer Theologen lieben die Wendung: wir können den Schlag, der geführt werden muß, nur vorbereiten, ein Anderer, der größer ist, wird ihn führen. In einer Erörterung über das Wesen des Täufers wurde kürzlich einmal nacheinander und zwar jedesmal einlinig und unproblematisch der pietistische, der sozialistische und der eschatologische Johannes gezeichnet. Aber ich glaube, daß wir übergreifend über diese drei und sie doch in sich begreifend, von dem Täufer reden sollten, der der Mensch einer unmöglichen Situation ist. Der gequält, wie auf Grünewalds Bild, auf den Größeren zeigt, an den er doch auch wieder nicht glauben konnte. Der den Soldaten, denen er viel Größeres zu sagen hätte von der Unmöglichkeit **ihrer** Situation und der Aufhebung des Krieges im kommenden Reich Gottes, belanglose Dinge sagt über Zucht, die ihnen jeder stramme Hauptmann viel besser und wirksamer und zwar einfach im Interesse der römischen Wehrhaftigkeit hätte sagen können. Aber Johannes sagt diese als Ethik aufgemachten Dinge eben aus der tiefen

Not heraus, jetzt nicht mehr sagen zu dürfen und unter dem harten, trostlosen Schicksal zu stehen, nicht mehr als eine kleine Vorläufigkeit zu sein.

Wir merken: so lebendig wie er war, sind wir, im besten Falle, auch. Und es wäre uns vielleicht ein Leichtes, an den Orten, wo heute die Leute zu einem rufenden Propheten hinkommen, Aehnliches von der Krisis der Kultur und dem Kommen eines ganz Anderen in Kraft zu reden. Es wäre uns, sage ich, ein Leichtes, wenn wir nicht, wovon nachher zu reden ist, eine Hemmung hätten, die uns doch wieder anders in die religiöse Krisis hineinführt als den Täufer. Diese Hemmung ist natürlich nicht, wie der Liberalismus etwa meint, das kopernikanische Weltbild oder die Auflösung der Gottesvorstellung, sondern etwas viel Einfacheres: eben die Tatsache, daß wir überhaupt nichts mehr ungehemmt sein und tun dürfen. Dadurch ist denn freilich unsere Situation wesensverschieden von der historischen Lage des Johannes. Er war bei all seiner inneren Unmöglichkeit doch ungehemmt, er trug sein Schicksal, aber er kämpfte nicht dagegen. Wir leben nur in der Antinomie, dem Trotzdem und dem Dennoch, das seine Wurzel, nicht seinen Gipfel hat in dem: „Ich muß auch anders", das wir trotzig und auf die Gefahr gröbsten Mißverständnisses, weil eben in ihm die Problematik der Tat ruht, leben, und freilich jedem Kompromiß mit seinem „Ich kann auch anders" entgegensetzen.

Aber obwohl der Täufer ungehemmt und naiv (prophetisch im alten Sinne: wir brauchen andere Propheten) in der Krisis steht, ist er doch ein lebendiges Paradigma für den Sinn einer religiösen Krisis überhaupt. Er sei darum der eine Pfeiler, von dem aus wir ihre Problematik erkennen mögen. Der Bogen spannt sich, freilich nicht architektonisch-fest, sondern musikalisch-bewegt, vom Unendlichen her sich speisend, hinüber zu der anderen großen Tatsache, zu Petrus, zur katholischen Kirche.

Die katholische Kirche ist der Weg, nicht nur die heutige, sondern jede religiöse Krisis zu umgehen. Sie schweigt sie nicht tot, sondern sie kämpft dagegen, aber, trotz des Augenscheins, nicht im Sinne des Frontalangriffs, sondern durch Umgehung. Man denke nur an das Verhalten des Katholizismus gegenüber der sozialistischen Bewegung. Der Katholizismus besiegt die Krisis, nicht weil er, wie wieder der Liberalismus meinen könnte, mit der Seele der dummen Masse rechnet, sondern weil er seiner Natur und Idee nach es muß, weil er eben den Fels darstellt, der über den Jahrtausenden starr steht und alle Wogen abbrandet. Darum kann er es auch mit der Politik versuchen, wovon die wohlgeratenen Porträts des Papsttums in den beiden Schriften „Papst, Kurie und Weltkrieg" und „Deutschland und der Vatikan", geschrieben „Von einem Deutschen", zeugen. — Der Katholizismus hat irgendwie sein Wesen gefunden. Er kann irgendwie nicht durch den Tod hindurch. Und was sein Wesen gefunden hat, auch wenn es, trotz Fülle, ganz starr ist, wird in diesem Weltzeitalter, in diesem Aeon, immer siegreich sein gegenüber dem Lebendigen, und dem, was den Atem noch anhalten kann vor dem Heiligen, in Spannung und Ehrfurcht. Aber es handelt sich eben heute nicht mehr um ein Atemanhalten im Sinne der Mystik, die ihre Mysterien und geistlichen Uebungen einfach befiehlt und in das religiöse Leben einordnet, sondern um ein Atemanhalten sehr anderer, Kierkegaardscher Art. Wer diese innere Notwendigkeit des Katholizismus erkennt und dann die religiöse Krisis unserer Zeit noch glaubt mit dem Kampf gegen Rom heilen zu können, verrät einen solchen Mangel an Schau, daß es sich nicht lohnt, auch nur einen Federstrich dagegen zu verschwenden. Man könnte ja sagen: Das Lebendige muß das Starre bekämpfen. Aber es ist zu bedenken: eine starre Sache kann man nicht bekämpfen. Es geht bestenfalls, um Leben für eine erstarrende Seele zu ringen.

Der Katholizismus löst die religiöse Krisis, in der wir alle stehen und die wir nicht definieren können, durch den ehernen Bestand und die unangreifbare, auch der stärksten intellektuellen Sauberkeit standhaltende Position; der Täufer löst sie, indem er sie ganz lebt und sein Schicksal, eben das des entzweigerissenen Uebergangsmenschen, ganz ernst nimmt. Liegt in der Schwingung zwischen diesen Gestaltungen unser Weg?

Welches ist unser Schicksal zwischen diesen beiden Gestalten Täufer und Petrus, den unvergleichbaren, den Gestalten der Unruhe und der Beruhigung, der Spannung und Entspannung, des Wissens, das Stückwerk ist und bleibt und des traumdurchfüllten Besitzes? Wir verstehen unser Schicksal nur in und aus der eigentümlichen, oszillierenden Lebendigkeit und Geistigkeit unserer Tage, die zugleich Wurzelgrund und Frucht unserer religiösen und kirchlichen Krisis ist. Diese Lebendigkeit gilt es zu fühlen, auch wenn zunächst alles wankend wird. Die zeitlose Ruhe oder die Erlösungssehnsucht, die von den Kirchen unserer Tage mit beredten und ängstlichen Worten angepriesen wird, gilt es zu meiden, wenn die Fülle Gottes wirksam werden soll. Die Vergangenheit, soweit sie nicht gleichzeitig werden kann im Sinne Kierkegaards, gilt es zu verraten, um der einen Schau, die not tut, teilhaftig werden zu können. „Ich vergesse, was dahinten ist." Nicht nur zeitlich, sondern vor allem auch sachlich „dahinten".

Und es ist Vieles, sehr Vieles dahinten. Das erkennen wir, wenn wir, all jenes meidend, über die Gipfel des Geistes unsrer Tage dahinblicken. Es gilt den Standort zu finden und nicht da die religiöse Krisis zu suchen, wo sie schon nicht mehr ist, wo einmal eine war, deren Spur aber von der taumelnden Bewegung des Kosmos für Sehende schon wieder verwischt ist.

Es gibt solche, die meinen, die Krise läge im Intellektualismus und wir müßten die Religion von ihm befreien. Aber da lag sie einmal, zeitlich gesprochen etwa vor fünfzig Jahren. Nun sind wir davon frei, denn nun wissen wir, daß es nicht auf religiöse, philosophische, künstlerische Dogmen positiver oder negativer Art, auf ein Mehr oder Weniger von Glauben ankommt — als ob dies das Niveau wäre, um das es sich im „Glauben" handelt. Wir wissen nun, welche Verwüstungen der Intellektualismus gebracht hat, wir tragen sie in stillem Kummer, denn wir wissen, daß wir sie nicht einfach wegwischen, von heute auf morgen absagen können. Jetzt hinzugehen und zu sagen: Euer Christentum darf nicht intellektualistisch sein, ist entweder zu spät oder — doch noch zu früh, weil alles Wesentliche, auch wesentlicher Schaden, ausgetragen sein will. Was die Menschen säen, müssen sie ernten. Wenn wir gleichwohl unser Schicksal, auch dem Verstande verantwortlich zu sein, bejahen, so tun wir es nicht aus Freude daran, sondern aus einer Notwendigkeit, die dann doch wieder Spiel und Spiegel wird, weil wir wissen, daß es sich hier nur um ein Bild letzter Dinge handelt. Ganz wesentlich und wahr zeigt sich diese von innen freie Stellung zum Intellektualismus in Erscheinungen wie etwa Otto Flakes fünf Heften. Da blickt immer wieder das Leben durch. Das ist ein vollendeter Typus für die heutige, geistige Krisis.

Hüten wir uns nur, so weit möglich, daß wir nicht neue Sklaven des Intellektualismus werden. Wenn Brunner im Reformierten Kirchenblatt für die Schweiz in einer Erörterung über das Ende der historisch-kritischen Theologie sagt, es komme wesentlich auf die Kategorien an, in denen man das Religiöse erfasse, wenn selbst Barth und Gogarten gelegentlich in einem Sinne von Erkenntnis reden, als ob man sie haben oder nicht haben könnte, als ob es keine den Einzelnen übergreifende Vernunft gäbe, so dünkt mich das nicht gefahrlos. Noch gefährlicher aber erscheint mir der Halbintellektualismus Natorps, der nicht nur meint, es käme auf das Wissen um die Gottbezogenheit an, und sich damit der Möglichkeit begibt, das Religiöse gegen das Psychologische abzugrenzen, sondern der auch den unsagbaren Dingen schön zugeschnittene Kleider anlegt und eine wichtige Betrachtung so nichtssagend und emphatisch schließen kann: Es gibt nur ein Letztes, das Letzte. Als ob diese arithmetischen Kategorien, das Letzte, das Vorletzte oder gar das Letzt-letzte, mit ihrem infinitesimalen Aufputz das Wesentliche des Lebens irgendwie festhalten könnten. Das „Letzte" ist ja ein relativer Begriff, und das Relative wollen wir gerade überwinden. Daß der Intellektualismus nicht das „Letzte" ist, wissen wir ja nun. Aber ebensowenig die jetzt so beliebten Gedankenaufmachungen: „vom Letzten her", „von da aus" und andere, die doch die Verlegenheitsspuren der Zeitlichkeit allzu deutlich an sich tragen. Und wer ihnen zu verfallen droht, der

gehe bescheiden wieder in ihre und seine Aufhebung und Relativierung ein. Die religiöse Krise, in der wir stehen, bewegt sich jenseits des Gegensatzes von Intellektualismus und Irrationalismus, es handelt sich da schon um Sein und Nichtsein von Gott und Welt.*)

Die Anwendung dieses Gedankens auf Bibel und Bibelkritik ist nicht schwer. Wenn mit irgend etwas unsere Krise nicht behoben werden werden kann, so ist es mit Popularisierung der Bibelkritik und Herauskehren intellektualistischer Maßstäbe in der Bibelbetrachtung. Da ist Demut schon besser, aber nicht Demut die man genießt, sondern Demut, die zugleich schmerzt und Schicksal ist, obwohl sie nichts mit Opfer, geschweige denn mit sacrificium intellectus zu tun hat. Wer nun aber meint, man müsse die Bibel demnach gefühlsmäßig und irrational auffassen, der bewegt sich wieder nur auf dem Niveau von Intellektualismus und seinem Gegenteil und nicht auf dem Jenseits-davon.

Noch eine andere Sache, in der Viele das Wesen der religiösen Krisis sehen, wissen wir nun. Es ist das sozialistische Problem. Es mag ganz eng mit der Krise selbst verwachsen sein, ja ich könnte es als den Hauptstamm bezeichnen, der aus dem Wurzelboden der Krise herauswächst — den Ort selbst, wo wir die Krise zu suchen haben, bezeichnet es noch nicht. Es mag ab und zu notwendig sein, das zu sagen, was wir neulich so wahr, so entsetzlich wahr und schlagend gedruckt lasen, daß man den Bodenwucher nicht durch Evangelisationsversuche an den Ausgewucherten und den Wucherern beseitigen könne. Aber jetzt wissen wir das, und wem es noch nicht durch das einzigartige Sprachrohr der Revolution, in der wir immer noch mitten drinstehen, als unvergeßliche Lektion in die Ohren gellte, wer wie Liebe eine Neukonstruktion des Christentums wagt ohne das sozialistische Problem zu beachten, dem kann wohl nicht mehr geholfen werden. Er stehle sich aus der Gemeinde derer, die noch sehen können. Aber ebenso unweise wäre es, nur auf dem unwesentlichen Niveau der Pädagogik zu bleiben und „möglichst Vielen“ die Augen dafür öffnen zu wollen. Vielleicht — und ich berufe mich damit von ferne auf Jesus — ist es besser und beschleunigt die in sich notwendige Katastrophe, wenn möglichst Wenige diese Dinge sehen, damit die Welt an ihrer Blindheit sterbe und genese. Wer diese Wahrheiten des Sozialismus sagen muß, und ich rechne mich auch zu ihnen, die es nicht lassen dürfen, der sage sie. Aber er sage es um seiner selbst willen und nicht um der Andern willen. Denn die merken es oft besser von selbst, als wenn man es ihnen noch sagt. Und er glaube vor allem nicht, daß er mit diesem Sagen an der Lösung der religiösen Krise mitarbeite. Die eigentümliche Lebendigkeit unserer Zeit, die ein Hinweis auf die religiöse Krise ist und deren Sinn wir suchen, finden wir auch auf diesem Territorium nicht. Auch die ersten Vorkämpfer des religiösen Sozialismus sind sich jetzt klar darüber, daß die bisherige Sozialdemokratie hier grundsätzlich versagt hat.

Nur nebenbei sei auf die in der „Christlichen Welt“ berichteten und teilweise vertretenen, jetzt üppig wuchernden Neuaufmachungen eines theologisch formulierten Christentums von dem Braunschweiger Hans Witte, Rost, ja auch Liebe und Andern aufmerksam gemacht. Man braucht sie nicht zu widerlegen. Sie mögen aus ehrlichem Willen geboren sein, aber sie suchen die Krise ja gar nicht; und wenn sie sie suchen, so suchen sie sie im Norden statt im Süden; und wenn sie sie im Süden suchen, so wittern sie nicht ihren Sinn. Wer so ungehemmt noch Christentümer bauen kann, und dabei noch so ganz auf dem Niveau orthodox-liberal steht, der möge Theologe sein, aber nicht glauben, er habe etwas mit der Krisis der Gegenwart zu schaffen. Die liegt viel tiefer und drängt sich uns viel negativer entgegen, als diese frisch-fröhlichen Mörteleien ahnen lassen. Das hat ja alles nur symptomatische Bedeutung. Man denke sich einmal, der gewünschte Erfolg wäre erreicht, von morgen an glaubte ganz Deutschland, was Rost oder Liebe glauben oder was Steiner glaubt (ich nenne ihn nur, weil ich das ganze Problem Steiner hier nicht behandeln kann) — so wäre damit gar nichts erreicht, vielmehr alles verloren, und zwar rettungslos verloren, weil der Ungehemmtheit preisgegeben. Wenn etwas jetzt wertlos ist, so sind es diese Fabriken für Neuprotestantismus; ihre Fabrikate schmeicheln nur der Denkträgheit des Spießbürger-Liberalismus und er freut sich, wie herrlich weit er es mit dem endgültigen Begräbnis von Dreieinigkeit und Wundern gebracht habe, obwohl das alles vor hundert oder zweihundert Jahren auch schon gesagt war.

*) Material zur geistigen Krise: Der Einzige, von Dr. A. Ruest. Die verzweigte Literatur über den Zusammenbruch des Marxismus. Mennicke, Blätter für religiösen Sozialismus (Verlag Werner Sachsze, Woltersdorf bei Erkner).

Die Lebendigkeit der religiösen Krise drängt sich wohl am meisten auf in jener Mitte zwischen dem Täufer und dem Katholizismus, wo das unheimliche Sehnen des zerrissenen Menschen einen festen Punkt sucht um jeden Preis und wo die religiöse Starre irgendwie anfängt nun doch sich aufzulösen und bewegt zu werden. Von der religiösen Sehnsucht unserer Tage, die ein stärkstes Symptom der religiösen Krise selbst ist und sich nur leider allzu leicht von Aposteln und Propheten jeglicher Art, aber auch allzu leicht von Männern wie Steiner, Müller, Rittelmeyer befriedigen und beruhigen läßt, sei nur wenig gesagt. Wer nicht ganz in dieser Gegenwart darin lebt, wird es nicht fassen. (Fortsetzung folgt)

Solingen-Foche — Hans Hartmann

Die feindlichen Brüder: Pfarrer und Lehrer

Vgl. Nr. 39

1

Sie waren einmal Einer. Aber das ist nicht der Grund ihres Streites. Denn der eigentliche Loslösungsprozeß von Pfarrer und Lehrer vollzog sich geschichtlich zwischen Theologen und Philologen. Der innere Zusammenhang der Kirche und Schule — und damit auch vom rector ecclesiae und Volksschullehrer — wird gemeinhin überschätzt. Er war letzten Endes künstlich. Darum mußte man ihn künstlich halten.

Das kirchliche Katechismusinstitut war nur in gewisser Form und für Lehrbuchverfasser eine Schule. Aber weder das Kulturinteresse Luthers noch vieler Pfarrer reicht zur allgemeinen Vaterschaftsbegründung aus. Ebensowenig beweist der Umstand, daß beschäftigungslose Theologen früher bis zur Erlangung einer Pfarrstelle Schuldienst versahen. Heute werden sie für diese Uebergangszeit Krankenwärter in Bethel, oder Industriearbeiter. Mit gleichem unbestrittenen Nutzen des Amtes, aber ohne deshalb Recht auf diese Dinge geltend zu machen.

Der neue Lehrer wird nur im Ganzen seiner Berufsentwicklung verständlich. Auch seine Klassenprägung erfolgt der anderer geistiger Berufe durchaus parallel.

So war einmal der Jurist Gelehrter und Schreiber zugleich. Dann fiel die mechanische Arbeit dem Schreibhandwerker zu. Aber der Jurist des Mittelalters erkannte, wie dessen Rechtskunde ihm nütze. Und jüngere — später auch ältere, minderqualifizierte — Fachgenossen wurden „rechtskundige Schreiber“. Diese fühlten sich naturgemäß zum Notar gehörig und versuchten erfolgreich, die „niederen“ Geschäfte an andere Kräfte abzustoßen. Der rechtskundige Schreiber wird Stadtrat. Sofort beginnt der Prozeß von neuem: der nunmehrige Schreiber schließt sich nach unten ab — gegen den Kanzleibeamten — und verlangt den Aufstieg in die ehemals verbundene Stufe: richterähnlichen Titel (Justizamtmann) und richterliche Funktionen. Wachsende Bildung läßt ihn Vieles erreichen: Erweiterung der Gerichtsschreiberbefugnisse. Automatisch erfolgt oben die Erweichung: erst die Dreierjuristen, dann die Wartenden, schließlich Referendare allgemein als berufliche Gerichtsschreiber. Mit der Anbahnung einer Standeseinheit beginnt der Loslösungsprozeß unten von neuem.

Der Lehrertypus zeigt den gleichen Entwicklungsgang. Aus der Vorstufe des „Ober“-, d. h. Stadtlehrers, wird ein beiderseitig geschlossener Zwischenstand. Die Klassendifferenzierung durch Prüfungen, Mittelschul- und Rektorstellungen bringt Berechtigungskämpfe um den Unterricht in Mittelklassen höherer Schulen. Die letzte Stufe (Vorbildungreform durch Universitätsstudium) steht Lehrern und Justizmittelbeamten noch bevor. Für den Lehrer bedeutet sie die tatsächliche Durchführung des ein-

heitlichen Lehrerstandes. Ihre Verzögerung liegt neben der Bezahlungsschwierigkeit an dem eigentümlichen politischen Grunde, daß sich die Republik durch die Lehrerausbildung auf den heutigen Universitäten ihrer stärksten Stütze, der republikanischen Lehrerschaft, fast automatisch berauben würde. Gleichzeitig beginnt die Abstoßung nach unten: war schon die Beschäftigung von Kindergärtnerinnen in den Unterklassen während des Krieges zum wenigsten symptomatisch, so ist die wachsende Uebertragung bisheriger Nebenfächer auf speziell, aber auch nur speziell ausgebildete Halblehrer der Anfang des künftigen Unterlehrers.

Dieser deshalb so ausführlich geschilderte Gang ist nicht zu ändern. Man kann ihn hemmen. Aber er läuft. So wuchsen Wund- und Universitätsärzte zusammen, auseinander und wieder zusammen. So trennen, verschmelzen und spalten sich Techniker und Diplomingenieure. So verwuchsen, trennten und werden sich wieder verschmelzen Kultusbeamte und Gottesgelehrte.

Der Lehrstand zieht die parallele Straße.

Das Eigentümliche des Volksschullehrerwerdens ist dies, daß seine entwicklungsmäßig begründeten Kämpfe auf dem Pfarrerrücken ausgefochten werden. Hier liegt der Hauptgrund der Bruderfeindschaft. Nur die Auseinandersetzung zwischen Pharmazeuten und Naturchemikern kennt einen ähnlichen, letztlich ebenso unbeteiligten Kampfplatz: die Aerzteschaft. Es fehlt eben die gemeinsame Arbeit der Stufen, die zu einer Gruppe werden. Der Seminariker ist an höheren Knabenschulen so in der Minderheit, daß er sich schließlich irgendwie vertragen muß. Die Zwergkollegien preußischer Seminare haben für solche Kämpfe nur wenig übrig. Höhere Mädchenschulen kennen sie. Teilweise in ihrer Heftigkeit. Am schärfsten zwischen Lehrerinnen und Oberlehrerinnen. Aber dieser Kampfplatz ist für die Entscheidungsschlacht zu klein. Rektoratsverfassung und Kreisschulinspektion waren durch die geistlichen Außenforts geschützt. Seit deren Fall sind sie durch die Kreislehrerräte entsprechend berannt. Der Oberlehrer war letzten Endes unbestürmbar, weil die Berührung wie zwischen Rat und Sekretär fehlte. Man konnte ihm nicht vorwerfen, er setze nur seinen Namen unter Anderer Arbeit.

So mußte der Standeskampf mit Naturnotwendigkeit wider den Ortsschulinspektor geführt werden.

2

Daß er sich auf den „Pfarrer" übertrug, liegt zunächst an der Personalunion seiner Aemter. Wie er nicht immer zwischen Lehrer und Küster unterschied, so der Andere nur selten zwischen Ortsschulinspektor und Pfarrer. Namentlich jetzt, wo die Gelegenheit des Heimzahlens vorhanden ist und reichlich genützt wird, auch dem völlig unbeteiligten Jungpfarrer gegenüber — wenn es ohne Schädigung des eigenen Ansehens bei der Bauernschaft möglich ist oder auf diese keine Rücksicht mehr genommen zu werden braucht. Aber es ist zwecklos, davon des Näheren zu sprechen. Denn wir kommen nur weiter, wenn wir völlig neu beginnen.

Der andere Schuldteil liegt bei der Kirche, die (wie in den größeren Städten) eine restlose Trennung von Kirche und Schule hätte betreiben können, so lange es Zeit war. Daß der Wunsch ehemaliger Machthaber dem entgegenstand, befreit die Kirchenregierung von keiner Verantwortung. Sie zog weiche Kleider dem Rocke vor, der ihr gebührte. Und schließlich war auch die Lehrerschaft an allem beteiligt. Ihre gewerkschaftliche Ausprägung machte den Pfarrer schlechthin zum Repräsentanten des bekämpften Systems. Tatsachen, und zumal wie in unserem Falle nur halbe, sind gegen Gewerkschaftsparolen machtlos. Der Gegensatz blieb auch in Städten, Bezirken und Reichsteilen (Bremen), die von der Ortsschulinspektion und pfarrerlicher Kontrolle nichts wußten.

Denn der Pfarrer hat in diesen Dingen auch die allgemeine Abneigung gegen seinen Stand zu büßen.

3

Das Letzte wird zuerst überwunden. Die neue religiöse Flut mit ihrer Autoritätssucht wird sogar die Pfarrer ertragen. Freilich eher den Priester. Das mag Schickung sein.

Nur teilweise kann die endliche Schultrennung den Gegensatz beheben. Weil sie ja nur Teilfaktor war. Die Vermögensfrage bringt jahrzehntelang Konfliktsstoff. Und Zeit und Stoff des Konfirmandenunterrichts solange, als die Kirche ihn im schul- oder fortbildungsschulpflichtigen Alter erteilt. Bis dahin fühlt sich der Lehrer immer irgendwie in seinem Erziehungsrecht gekürzt. Jeder andere Stand, der mit der Schule in Berührung kommt, erfährt das Gleiche. Man frage nur die Schulärzte. Ich denke an einen feinfühligen Arzt, der sich dem Schulorganismus einordnete und dafür vom Rektor wie ein Sanitätsunteroffizier behandelt wurde.

Alle persönlichen Angriffsflächen fallen mit der Erreichung des einheitlichen Lehrerstandes zusammen. Nicht eher. Denn auch das soziologische Moment bedeutet ja nur, vom Pfarrer die gesellschaftliche Anerkennung zu erhalten, die der Studienrat verweigert. Der Pfarrer hat sich eben zu sehr als Kampfbock Anderer einstellen lassen. Nun spürt er das. Selbst das Verlangen nach der Bekenntnisschule ist vielen Kreisen nur Protest wider die Lehrerschaft. Ihre souveräne Ausnahmestellung will ihr keine Schicht zugestehen: weder der Akademiker, noch der Mittelstand. Am wenigsten der Arbeiter. Wo man es vorgibt, ist es nur Politik. Der Lehrer fühlt sich durch seine Erziehung und Entwicklung als Fachmann für Alles. Das bewirkt den latenten Gegensatz Aller, wie ihn auch der Theologe einstens durch die postulierte Ueberordnung seiner Wissenschaft fühlen mußte.

Weil der Pfarrer in diesen Fragen Kampfplatz ist, bleibt ihm nur der Weg einzelner, persönlicher Verständigung. Und das Warten auf die von ihm im Großen unabhängige Entscheidung der Lehrerentwicklung. Man stellt gerne den idealisierten Lehrer dem tatsächlichen Pfarrer gegenüber. Und umgekehrt. Das ist unnütz. Beide Wirklichkeitsbilder aber zeigen das Problem zunächst gar nicht auf.

Wenn der Pharmazeut Vollakademiker ist, was nur bei gleichzeitiger Ueberschwemmung der Apotheken durch Laboranten erfolgt, dann fällt der letzte Gegensatz zwischen Arzt und Apotheker. (Und der Provisor muß sich kopfschüttelnd sagen, daß er sein Ziel in dem Augenblick erreicht, wo ihn seine Wissenschaft, für die er kämpfte, zum Kaufmann macht.)

So wird der „Pädagoge" einmal auch in die Dorfschule einziehen und im Theologen den Gleichberechtigten und vielleicht auch den Verbindungsbruder finden, bei dem er sein Herz über die Lehrgehilfen ausschütten kann.

Keutschen — Adolf Strewe

Die Hoffbauer-Stiftung auf Hermannswerder

Ein Nachtrag zu dem Artikel „Von deutscher Not" in Nr. 40

In unmittelbarer Nähe Potsdams liegt auf der anmutigen Havelinsel Hermannswerder die Hoffbauer-Stiftung. Die Witwe des Großindustriellen Hermann Hoffbauer hat, zum Andenken ihres Gatten, mit außerordentlicher Opferwilligkeit und Hingabe, sowie mit bewundernswertem Verständnis und Geschick in den Jahren 1884—1909 mit einem Kapitalaufwand von 6 Millionen Mark diese Stiftung geschaffen, die vielleicht einzig in ihrer Art in Deutschland dasteht.

In schönster und gesündester Umgebung von Wald und Wasser gelegen, umfaßt die Insel ein Areal von 160 Morgen Park, Garten, Wald, Feld und Wiese, auf dem nachstehend verzeichnete, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Gebäude errichtet wurden:

6 Waisenhäuser für 300 Kinder,

eine stilvoll gebaute Kirche,

ein allen schultechnischen Forderungen genügendes Schulhaus,

2 vollständig modern ausgestattete Krankenhäuser,

ein geräumiges Diakonissenmutterhaus, das auch Pensionäre und Erholungsuchende aufnimmt,

alle für den landwirtschaftlichen Betrieb erforderlichen Baulichkeiten und Einrichtungen, z. B. ein Maschinenhaus für die Wasserversorgung u. A. m.,

eine höhere Mädchenschule,

ein Kindergärtnerinnenseminar,

eine Haushaltungsschule,
ein Lehrerinnenseminar und Oberlyzeum.

Damit wurde den jungen Mädchen eine möglichst vielseitige Berufsausbildung geboten.

Die Wohltat der Stiftung sollte vorzugsweise weiblichen evangelischen Waisenkindern verarmter Kaufleute, Fabrikanten und Aerzte dienen, weiter aber auch allen Waisen des gebildeten Mittelstandes zu Gute kommen und — so weit Platz vorhanden, — ausnahmsweise auch Kindern desselben Standes, deren Eltern noch leben. Die Kinder erhielten Wohnung, Kleidung, volle reichliche und gute Verpflegung, Unterricht, Erziehung und ärztliche Behandlung. Durch Ausflüge, belehrende Vorträge auswärtiger Kräfte, musikalische, deutsche und fremdsprachliche Aufführungen wurde reges geistiges Leben in den Schülerinnen geweckt und gepflegt.

Bis zum Dezember 1921 haben 1140 Schülerinnen das Lyzeum und Oberlyzeum (eröffnet Juli 1909) besucht. 349 haben das Schlußzeugnis des Lyzeums erhalten, 165 haben die Lehramtsprüfung abgelegt.*) Die Kosten der Ausbildung und des Unterhalts betrugen im Jahr 1913 jährlich für Waisen 300 Mk. für vermögendere Kinder 600 Mk., für wohlhabende Pensionärinnen 800 Mk.

In den Jahren 1919—1920 schwankten die Pflegegeldsätze zwischen 300 und 1200 Mk. jährlich. Die ungeheure Preissteigerung auf allen Lebensgebieten zwang die Stiftung, unter dem Druck ihrer wirtschaftlichen Notlage, die Zahlungen so zu erhöhen, daß viele Zöglinge aus diesem Grunde die Anstalt verlassen mußten: im Oktober 1920 sank die Zahl der Schülerinnen auf 113. Vom 1. April 1921 ab mußte die jährliche Pensionszahlung auf 6 000 Mk. festgesetzt werden, wozu noch Nebenausgaben für Wäsche, Musikunterricht usw. kommen. Von den bisherigen Schülerinnen, denen eine ermäßigte Zahlung von 4 000 bis 4 500 Mk. zugestanden werden soll, haben bisher nur d r e i ß i g erklärt, diese Zahlung weiter leisten zu können.

Damit ist der Fortbestand der Anstalt überhaupt in Frage gestellt, und Hermannswerder teilt das Schicksal unserer übrigen Wohlfahrtseinrichtungen. Mögen sie ursprünglich mit noch so reichen Mitteln ausgestattet gewesen sein, — heute kämpfen alle um ihr Dasein. Und welche Kulturwerte stehen auf dem Spiele! Sind doch die Stiftungen von Hermannswerder vornehmlich für d i e Schichten unseres Volkes bestimmt, die seither die Träger der Kontinuität im geistigen Leben und Streben waren und die, zum Schaden für unsere Gesamtbildung, durch die Not der Zeit am meisten geschwächt worden sind.

H e r m a n n s w e r d e r s t e h t h e u t e a l l e n T ö c h t e r n e v a n g e l i s c h e r F a m i l i e n o f f e n. Durch Einrichtung einer F r a u e n s c h u l e mit l a n d w i r t s c h a f t l i c h e m Einschlag soll auch für die p r a k t i s c h e Ausbildung der Mädchen gesorgt werden. Möchten recht viele Eltern ihren Töchtern die Wohltat angedeihen lassen, ferne der „aufgeregten Zeit", in der Stille dieser Anstalten sich zu bilden und zu reifen: vielleicht helfen sie damit die treffliche Stiftung zu erhalten.

Marburg P B a l ß e r

Um Friedrich Wilhelm Foerster

1. Zum Führerproblem

Vgl. Nr. 32, 569 ff.

Veranlaßt durch die in der CW gegebene Anregung zu Meinungsäußerungen in den brennenden religiösen Zeitfragen, möchte ich für den gewiß nicht kleinen Kreis deutscher Frauen sprechen, die als Erzieherinnen von Beruf mit dem Problem des Anschlusses an einen geistigen Führer ringen. P l a n c k s Aufsatz über den geistigen Führer hat die Not Tausender zum Ausdruck gebracht, die einen festen Standpunkt in dem Gewirr der Meinungen suchen und sie in der Kirche nicht mehr finden, weil die Kirche das Bedürfnis der ernst Ringenden, den Sinn des Christentums ins allgemeine und nicht bloß ins persönliche Leben zu übertragen, nicht sichtbar genug zu erfüllen sucht. Die ganze Halbheit unsrer Zeit, das schwächliche Lavieren zwischen den Gegensätzen war in Plancks Aufsatz mit genügender Deutlichkeit kritisiert und zugleich die Sehnsucht nach reinlicher Scheidung, Klarheit der religiösen Erkenntnis und Wille zur tiefen Durchdringung des Lebens durch den christlichen Geist ausgesprochen. Auch ich gehöre zu denen, die aus J o h a n n e s M ü l l e r die Wärme und Ursprünglichkeit der religiösen Empfindung, aus R u d o l f S t e i n e r die Weite der religiösen Einstellung, aus F r. W. F o e r s t e r die Tiefe und Gründlichkeit des ethischen Wollens herübernehmen wollen in das Leben, und brennend war mir stets die Frage, wie weit der Lehrer und Erzieher die Jugend bewußt zu einem geistigen Führer in unsrer Zeit hinlenkt. Gerade weil wir uns mit verantwortlich fühlen für den Geist der kommenden Generation, sollte der Weltanschauungskampf und damit die Frage: Wer ist unser Führer? heißer ausgefochten werden als bisher. Fast möchte man meinen, daß in unsrer Zeit, die aus den verschiedensten Ansätzen heraus die Erneuerung erstrebt und dem höchsten Individualismus, der sich zu einem Relativismus verflachen kann, zuneigt, ein einziger überragender geistiger Führer unmöglich ist. Bei dem bewußten Folgen der e i g n e n Art steht es für mich fest, daß der Eine mehr bei Joh. Müller, der Andre bei Steiner, der Dritte bei F. W. Foerster für sich finden wird. Aber Eins ist sicher: daß kein Andrer wie Foerster so deutlich den Finger auf die ärgste Wunde unsrer Zeit, die Halbheit der christlichen Gesinnung, gelegt hat. Die geistigen Führer müssen uns zur Klarheit darüber bringen, ob, wie Foerster will, die christliche Idee der Liebe für das Leben in seiner Gesamtheit festgehalten werden kann, oder ob es bei dem gefährlichen Drinnen und Draußen bleiben soll. Ein Prinzip, das nur für das geistige Leben des Einzelnen, nicht für das Gesamtleben der Menschen Haltung beanspruchen darf, ist ein Widerspruch in sich selbst. Es versteht sich von selbst, daß die Wirklichkeit nicht von heute auf morgen umgestaltet werden kann auf Grund der christlichen Idee; aber für die Erzieher ist die entscheidende Frage, ob er die Gesinnung seiner Zöglinge dahin lenkt, Geschichte und Politik von dem Grundsatze: „Wehre dich deiner Haut" oder „Trage Verstehen und Geltenlassen hinein" aus zu betrachten anleitet. Viele, die heute der Kirche fern stehen, vermissen an ihr die Gesinnung: Entweder—oder, das starke Uebergreifen in die Gegenwart durch Pflege einer Gesinnung, die im sozialen und politischen Leben mit Halbheiten aufräumt. Eine reinliche Scheidung müßte eintreten, statt daß das Christentum mit von ihm grundsätzlich getrennten Gebieten verquickt wird. Kapitalistische Auswüchse und völkische Engherzigkeit vertragen sich nun mal nicht mit dem Geiste echten Christentums. Wer Klarheit und Gründlichkeit in seiner Gesinnung erstrebt, kann nicht weiter auf beiden Seiten hinken und das Maß christlicher Liebesgesinnung sorgfältig abwägen, ihre Betätigung davon abhängig machen, wie weit sie sich mit der Selbsterhaltung verträgt. Entweder ist die christliche Liebesgesinnung Menschheitsaufgabe überall, oder sie ist es auf keinem Gebiete; aber ein Abgrenzen bis dahin und dorthin sollte es für keinen Ernstdenkenden heutzutage prinzipiell geben. Nun scheint Foerster den Beruf zu haben, die Klärung der Geister herbeizuführen, aber er verdirbt sich von vornherein die Stimmung Tausender durch die starke Hervorhebung der deutschen Sünden der Vergangenheit, ohne daß er die Sünden der Gegenwart auf der feindlichen Seite im Versailler Friedensvertrag mit gleicher Stärke hervorhebt. Viele, die ihm den größten geistigen Einfluß zusprechen möchten, bedauern daher seine Methode, so sehr sie seine Gesinnung als die führende anerkannt sehen möchten. . . .

Jauer M a r i e K i l l m a n n

2. Zur Klärung

Vgl. Nr. 32, 580 f.

Die energische Zurückweisung, die Richard Schwemer Fr. W. Foerster hat zuteil werden lassen, fordert eine Klarstellung der Dinge in Rücksicht des geschichtlichen Untergrundes. Keiner von Beiden hat die böse Sache wirklich an der Wurzel gepackt.

Vergleichen wir heute das Völkergericht des Wiener Kongresses mit dem Friedensdiktat von Versailles, so muß, das ist keine Frage, jedem Deutschen das Blut in den Adern kochen. Damals hatte sich über Frankreichs Haupt das Weltgericht entladen, das sein Machthaber heraufbeschworen. Aber wie waren nun die christlichen Fürsten bemüht, Frankreichs Volk und Staat sofort unter ein schützendes Dach zu bringen und ihm ja kein Haar krümmen zu lassen! Wie hat die Heilige Allianz die ältesten Diebstähle der Könige Frankreichs gedeckt und den Mantel der Christlichkeit über alles gebreitet. Und nun die Tage von Spaa, Versailles und Paris! Wo blieb da unser Beschützer? Wir sollen das beschlossene Wetter ein Menschenleben lang über unser Haupt ergehen lassen, das man damals sofort und einmütig von Frankreichs Haupt abzuwenden entschlossen war. Ist Deutschlands Verbrechen wirklich so viel größer als das damalige Frankreichs? Sind nicht in Wirklichkeit beide Völker blindlings ihrem Führer gefolgt, haben also ganz dasselbe Unrecht begangen? Bleibt man beim äußern Vergleich stehen, so wäre Alldeutschlands Wut vollberechtigt.

Wie gingen nun aber damals die Dinge weiter? Dasselbe Preußen-Deutschland, dem von der Heiligen Allianz Frankreich gegenüber die Hände also gebunden wurden, dasselbe machte sich im nächsten Augenblick zum Vollstrecker von deren innersten Wünschen.

*) Die wissenschaftlichen Klassen des Oberlyzeums wurden im Dezember 1920 aufgelöst.

Jede selbständig deutsche Willensregung wurde als staatsgefährlich niedergeschlagen, die geistigen Führer der deutschen Burschenschaft noch nach Jahren verfolgt, die evangelische Kirche völlig zur schwarzen Polizei des Staates gestempelt und dies ganze System fortgesetzt, als im übrigen Europa schon ein viel freierer Luftzug wehte — wahrlich diesen bösen Geist der Karlsbader Beschlüsse endlich zu bannen und den deutschen Gedanken unserer großen Dichter und Denker, den evangelisch-christlichen eines Wichern und Werner endlich Fleisch und Blut werden zu lassen, wahrhaftig das war das Einzige, was dem deutschen Geiste überhaupt noch übrig blieb. Denn das war die entsetzliche Verlogenheit der Heiligen Allianz, der sich dies Preußen-Deutschland mit verschrieben hatte, daß allen Regierungen das eigene Volk in tiefster Seele gleichgültig, ja verhaßt war, daß es keinen einzigen Fürsten mehr gab, der mit seinem Volke innerlich so einig gewesen wäre, daß er selbst als Ausdruck des Volkswillens hätte erscheinen können. Und da nun im verhängnisvollen Jahre 48 auch das Volk selbst keinen Staatsmann aufbrachte und die Masse im Vorbild der westlichen Demokratie stecken blieb, wie mußte jetzt erst die deutsche Sehnsucht wachsen nach einem Manne, in dem der deutsche Geist und die deutsche Stärke sich paarten, der die Freiheit nach außen verbände mit der Einigkeit nach innen?

Da aber der starke Mann kam, da kam er nicht als Mann des Volkes, sondern als Vertreter der Regierung, die noch immer keinen Beweis von ihrer Sinnesänderung gegeben hatte. Das Volk sollte seinen Sinn ändern und hat es charakterlos genug allzu schnell getan. Denn es begann ja selbst rasch vom großen Erfolg den blinkenden Gewinn einzuheimsen. Zu seinem Rechte aber kam es nicht; denn der Parlamentarismus, den man ihm bot, war ja eben nur wieder die westliche Formalität, nicht das Volksrecht selbst. Das Volk blieb nach wie vor Mittel zum Zweck für die Großen.

Wir hatten nun freilich ein Staatsgehäuse, aber die „Deutschheit", die fehlte ihm gerade. Und wenn Foerster dies betont, so hat er Schwemer gegenüber Recht. Denn eben Fichte, der von Schwemer angerufene, war es, der die Größe des Deutschen darin sah, daß er Wesen und Recht des Menschen innerlich und äußerlich verwirkliche. Was Frankreich nicht gehalten, nur versprochen hat, das sollte Deutschland leisten, und das ist es seinem Fichte bis heute schuldig geblieben. Die Alternative ist also nicht die: „Hammer oder Amboß?", sondern: Wahrheit oder Lug und Trug?

Auf diesem Punkt ist nun gegen Foerster zu sagen, daß Frankreich bis heute mit den von ihm proklamierten Menschenrechten weder in der eigenen Mitte, noch gegenüber seinen Kolonien, am wenigsten dem besiegten Deutschland gegenüber Ernst gemacht hat. Auf der andern Seite wird Schwemer zugestehen, daß sein berühmter deutscher Staat seinen Bürgern in diesem Stücke auch nicht mehr geboten hat. Denn was wir heute erleben, das ist, daß von der Monokratie Wilhelms II., des Bismarckschen Erben, nichts, aber auch gar nichts übrig bleibt als die Mammonokratie des Augenblicks. Das muß doch seine tieferen Gründe haben, da fehlt es einfach an der Wurzel alles Staates, am Rechte selbst.

Daß wir das der Welt nicht gaben, vielmehr selber ein Raubstaat wurden nach innen und nach außen wie die andern alle, dies ist unsere deutsche Schuld. Dies allein. Darum sind wir jetzt unter die Mörder gefallen. Jetzt heißt es das Menschenrecht zuerst einmal im eigenen Staate herstellen. Das ist dann das Gehäuse der Deutschheit, das Fichte meinte und die Quelle wahrhafter Macht, die er suchte.

Winnenden Reinhold Planck

3. Zur Berichtigung

Vgl. ebenda

Reinhold Planck will mich rücksichtlich des geschichtlichen Untergrundes (in meiner Besprechung des Werkes von Fr. W. Foerster „Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland" in Nr. 32 der CW) belehren, indem er, wie er sagt, die „böse Sache" an der Wurzel packen will; ich bedauere aber, ihm die Gefolgschaft verweigern zu müssen.

Es ist ein Irrtum, zu meinen, es seien Preußen-Deutschland von der Heiligen Allianz Frankreich gegenüber (in den Jahren 1814 und 1815) „die Hände gebunden worden", denn zur Zeit des ersten Pariser Friedens bestand die Heilige Allianz noch gar nicht, sie wurde erst kurz vor dem zweiten Pariser Frieden abgeschlossen, dieser aber gewährte Frankreich gerade weniger günstige Bedingungen als der erste. Es kann aber auch von einem Binden der preußischen Hände durch die Heilige Allianz deshalb nicht gesprochen werden, weil der König von Preußen selber Mitglied der Heiligen Allianz war, die preußische Politik übrigens auch auf eine stärkere territoriale Einschränkung Frankreichs nicht hinarbeitete. Die preußische Regierung war mit dem Grundgedanken des Werkes des Wiener Kongresses, nämlich dem Gedanken der Wiederherstellung, ganz einverstanden, da sie darin auch das Interesse Preußens am besten gewahrt sah, ein „Preußen-Deutschland" aber, von dem Planck spricht, gab es gar nicht. Es gab wohl eine Gruppe deutsch-nationaler Vaterlandsfreunde, die eine Wiederherstellung des Reiches erträumten, und zu dieser zählten auch einige Preußen, aber sie bildeten eine sehr kleine Minderheit. Ihr Bedeutendster, der Freiherr von Stein, war auf dem Wiener Kongresse völlig einflußlos.

Auch die Burschenschaftsbewegung war nur eine Bewegung der Jugend, und zwar auch nur eines Teils von ihr; ein einheitlicher Volkswille, der etwa in einem Fürsten seinen Ausdruck hätte finden können, war damals nicht vorhanden, und daß „allen Regierungen" „das Volk in tiefster Seele verhaßt" gewesen sei, ist eine Behauptung, für die der Beweis schwer werden dürfte. Die Fürsten verfolgten Demokraten und alles, was sie dafür hielten, das ist richtig, aber die Demokraten waren nicht „das Volk", geradesowenig oder viel mehr noch weniger als es heute die Deutschnationalen sind, die von den jetzigen Machthabern, den regierenden Parteigrößen und Gewerkschaftssekretären, verfolgt werden.

Daß dann gegenüber den Erfolgen Bismarcks „das Volk" charakterlos seinen Sinn geändert haben soll, ist auch eine unhaltbare Auffassung, denn die unentwegt, das heißt, im Sinne der „westlichen Formalität" liberal Gesinnten blieben in der Opposition; wenn aber viele Andere, auch liberal Gesinnte die Gewalt der Tatsache anerkannten und einsahen, daß Bismarcks Ziele und ihre eignen im Grunde dieselben seien, so bewiesen sie damit nicht Charakterlosigkeit, sondern sie bewährten sich als Politiker, nämlich Männer, die die Dinge nehmen, wie sie in Wirklichkeit sind und die wissen, daß die Politik die Kunst des Möglichen ist. Bismarcks äußere preußische Politik erfüllte im Wesentlichen das, was das deutsch-nationale Programm von jeher erstrebt hatte, und seine innere Politik wußte eine Verbindung zwischen der „westlichen Formalität" des Parlamentarismus und den eigentümlich deutschen politischen Ueberlieferungen und Bedürfnissen herzustellen, die der überwiegenden Mehrheit des liberalen Bürgertums durchaus entsprach. Wie man von der mit 1867 einsetzenden Gesetzesarbeit im norddeutschen Bunde und im Reiche behaupten kann, daß „das Volk nach wie vor Mittel zum Zweck der Großen" geblieben sei, das ist mir unverständlich, und ebenso bleibt mir die weitere Behauptung unverständlich, daß wir freilich ein Staatsgehäuse hatten, daß ihm aber gerade die Deutschheit fehlte. Planck bezieht sich für diese erstaunliche Auffassung auf Fichte, der „die Größe des Deutschen darin gesehen habe, Wesen und Recht des Menschen innerlich zu verwirklichen" und betont dabei vorwurfsvoll, daß ich doch auch gerade Fichte angerufen habe. Aber was den letzteren Punkt anlangt, so glaube ich, daß man Fichte recht wohl als den Verkünder des Gedankens des nationalen Staates hochschätzen kann, ohne sich gleichzeitig mit Allem zu identifizieren, was Fichte im Einzelnen gesagt hat; und was nun eben dieses von Planck angeführte Wort Fichtes über die Größe des Deutschen angeht, so liegt darin meines Erachtens mehr eine ideale Forderung als ein politisches Programm. Ich habe die feste Zuversicht, daß das Werk Bismarcks auch vor dem strengen Auge eines Fichte hätte bestehen können.

Hier beendige ich meine Auseinandersetzung mit Planck, denn der am Schlusse sich noch findende Satz: wir, das heißt, der deutsche Staat, seien „auch ein Raubstaat geworden, nach innen und nach außen", dieser Satz schließt für mich jede weitere Erörterung aus.*)

Frankfurt a. M. Richard Schwemer

4. Offener Brief an Dr. Friedrich Wilhelm Foerster

Meine Stellungnahme in dem Streit um die geistige Führerschaft im heutigen Deutschland (Christliche Welt Nr. 32) hat mir soviele Püffe von rechts und von links eingetragen, Hiebe auch aus dem nächsten Kreis der Freunde und Gesinnungsgenossen, daß Sie mir auch noch ein offenes Wort an Ihre eigene Person gestatten müssen, umsomehr als Sie ja wissen, wie lange mich schon die schwebende Frage bedrückt. Zu schweigen habe ich je länger je weniger Recht; knüpft sich doch an Ihre Haltung nachgerade ein gutes Stück vom deutschen Schicksal und damit von der deutschen Zukunft. Und je leidenschaftlicher von rechts her Ihre Stellungnahme bekämpft wird, desto größer wird auch Ihre persönliche Verantwortung, sodaß das Gewicht der Sache nachgerade zum Reden zwingt.

Daß Sie weithin geistiger Führer sind in Deutschland, bezweifeln auch Ihre Feinde nicht, aber das eben ist ihnen Grund Ihren politischen Einfluß zu bekämpfen bis aufs Blut. Denn Sie sind ihnen der böse Geist, der das deutsche Volk innerlich schwächt und äußerlich durch seine Anklagen dem Feinde bloßstellt und preisgibt.

Je leidenschaftlicher dieser Kampf gegen Sie geführt wird, desto heftiger sind Ihre Anklagen. Sie geberden sich als be-

*) Der von Schwemer verabscheute Satz nimmt sich ja in der Tat in seiner Ueberspannung und Isolierung höchst abscheulich aus. Indessen, wer Plancks zahlreiche Aeußerungen zur Sache verfolgt hat, weiß, daß er damit nichts weiter geißeln will als die Profitgier unsers modernen Lebens, zu deren Dienste sich — seiner Ansicht nach — auch unser Staat je und je erniedrigt habe. Er denkt also bei unsrer Außenpolitik an die Annexionsgelüste, die jedenfalls während des Krieges eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben, und bei unsrer Innenpolitik an jede auf Kosten des Ganzen erfolgte Pflege kapitalistischer Interessen. D H

rufener Bußprediger, denn, so schließen Sie, Ihre Feinde sind auch die Feinde des deutschen Volkes. Sie sehen es unter der nationalistischen Hypnose, die den Weltkrieg verewigt. Ich will nicht untersuchen, wie weit Sie damit eben diese Hypnose bei unseren Gegnern stärken.

Wie weithin ich Ihnen sonst recht gebe, wissen Sie. Ich halte Ihre Aufdeckung des unheilvollen Einflusses von Berlin, des kaiserlichen wie des jüdischen, für eine deutsche Tat, ohne die es keine Gesundung für unser Volk gibt. Aber was ich immer wieder, und zwar je länger je stärker bei Ihnen vermisse, das ist die Kenntnis der deutschen Volksseele, die diesen Einfluß hemmungslos gierig aufnahm. Gerecht ist doch nur, wer alle Gewichte prüft und alle Umstände reden läßt. Dann wird die volle Erklärung von selber weithin zur Entschuldigung und bahnt die Heilung an.

Aber auch ohne diese Wirkung müßten Sie die deutsche Vergangenheit viel stärker in die Wagschale werfen, als Sie bisher getan haben. Noch im kaiserlichen Deutschland, bis vor dem Krieg, sind unsere Bauern wie unsere Arbeiter die Heloten Europas gewesen, die stärkstbelasteten Knechte in aller Welt nächst den Italienern. Nur das städtische Bürgertum hatte teilweise die Luft der Freiheit verschmeckt. Was Wunder, daß die nationale Hochflut hier, trotz des sozialistischen internationalistischen Gegendrucks auf der einen Seite, der religiösen Vergangenheit auf der andern, im letzten entscheidenden Eindruck siegte. Denn mit jenem nationalen Zelotentum (ich sage absichtlich so — Helotismus ruft nach Zelotismus) war doch der berechtigte Gedanke verbunden, daß das deutsche Volk so gut wie andere seine selbständige Bestimmung im Rat der Völker besitze. Dazu kam die nur allzulange Erfahrung, daß unsere Nachbarn uns eben die geschlossene Selbständigkeit überhaupt nicht gönnen, die deren erste Voraussetzung und Bedingung ist. So war der 1. August 1914 in Deutschland in der Tat Ausdruck einer elementaren vollberechtigten Empfindung: es geht um unsere äußere Existenz nicht nur, nein es geht um unsere innere und äußere Selbständigkeit. Freilich ist nie ein geistiges Kapital schlimmer vertan, nie eine große Sache so im Fleisch beendigt worden, wie sie hier zweifellos im Geiste begonnen war. Wirtschaftliche kapitalistische Begehrlichkeit zusammen mit imperialistischem Diktaturgelüste, beides nach Ost und West, haben das innere Recht jener Tage so gründlich mißbraucht, daß es heute zertreten am Boden liegt. Und nun muß unser Volk wieder büßen, was die Herren gesündigt haben, wie schon all die Jahrhunderte — und Sie, Herr Doktor, werfen ihm noch vor, daß es sich diese Führung gefallen ließ.

Ich gebe Ihnen zu, daß der deutsche Doktrinarismus (die alldeutsche Realpolitik ist doch nur dessen höchste Potenz!) zusammen mit militaristischer Großmannssucht und kapitalistischer Begehrlichkeit schon vor dem Krieg die Rolle der bösen Dreieinigkeit gespielt haben, die uns innerlich und äußerlich dahin brachte, wo wir heute stehen. Aber glauben Sie wirklich, Herr Doktor, daß das der Weg ist, ein Volk von seinen falschen Herren zu befreien, daß man es für sie auch noch büßen und es also vom Regen in die Traufe kommen läßt? Das Volk in seiner Masse ist doch blind; es nimmt die Freiheit, woher es sie kriegt, und freiere Luft war dem deutschen Arbeiter und Bauern wahrhaftig zu gönnen, so wie die Dinge vor dem Kriege lagen. Erst Krieg und Revolution haben ja die Dinge so gründlich geändert. Ein Bismarck wurde seiner Zeit einfach als Erlöser empfunden. Aber wie all die Jahrhunderte her, so stak auch noch unter Bismarck und Wilhelm II. — übrigens ohne deren Schuld — unser Volk vollständig in demselben Keller, in den es durch den Willen unsrer Feinde zurückgeworfen ist, um nun weitere Jahrzehnte darin zu schmachten.

Als deutsche Hauptschuld bleibt bestehen die Sabotage der allgemeinen Friedensbestrebungen, vor allem der beiden Haager Konferenzen. Damals wurde die Atmosphäre des Weltmißtrauens gegen Deutschland geschaffen, in der dann die Ketzerfeuer so lustig brannten und noch brennen bis heute. Das war militaristische Verblendung und diplomatische Torheit, beides im riesigsten Ausmaße. Denn nun verhielt sich der Kriegsanfang 1914 zu jenem Verhalten wie das Besondere zum Allgemeinen, wie die Anwendung zur Regel, wie der Spezialfall zum Gesamtverhalten. Soviel Urteilskraft besaß das kaiserliche Deutschland trotz Kant immer noch nicht, um diesen verhängnisvollen Zusammenhang der Dinge zu spüren!

Aber das entlastet unsere bisherigen Feinde nicht von dem Vorwurf der Perfidie, mit der sie diesen ihren augenscheinlichen und sinnenfälligen Vorteil zu ihren Gunsten ausgenützt haben. Ehrlicher als sie war der Deutsche trotz allem. Seine Ehrlichkeit zwang ihn, zur Theorie zu machen, was alle Welt praktizierte. Nun beißen den Theoretiker die Hunde, an ihm bleibt die allgemeine Schuld hängen.

Sie aber, Herr Doktor, nennen immer noch Bosheit, was im Grunde immer nur Torheit war, und deshalb meine ich, Sie sollten die deutsche Schwerfälligkeit — den allgemeinmenschlichen selbstsüchtigen Hintergrund verkenne ich gar nicht — nicht als Ausbund menschlicher Bosheit an den Pranger stellen. Der Krieg und seine Folgen haben allüberall die nationale Selbstsucht in den Sattel gesetzt. Ist wirklich die deutsche imperialistische Autokratie so viel schlimmer gewesen als die imperialistische Demokratie des Westens? War sie nicht mindestens ehrlicher? Und spüren Sie nicht, wie Sie mit allen Ihren Anklagen die letztere in ihrem Sattel steifen und stärken? Mir scheint hier vielmehr Blindheit gegen Falschheit zu stehen: die Randstaaten haben Luft, das von allen Seiten gedrückte Volk in der Mitte muß alles hintennach büßen, was die Andern längst voraus gesündigt. Es kommt überall zu spät. Das ist seine ganze Sünde.

Im Schlusse werde ich doch wieder mit Ihnen einig sein. Das alles mußte kommen, um dem Recht zum Sieg zu verhelfen. Das ging aber auf gar keinem andern Weg, als daß die Ungerechtigkeit offenbar wurde. Und dieser Offenbarung widerstreben Sie in letzter Hinsicht doch. Glauben Sie wirklich, daß einem bußfertigen Deutschland die Ketten früher abgenommen werden?

Doch nur dann, wenn nicht länger im Ausland verheimlicht und unterschlagen wird, daß unser Volk im Grund seines Herzens niemals auf Seiten der bloßen blinden Gewalt stand, daß es aber durch die jahrhundertelange Politik seiner Feinde schließlich geradezu mit Gewalt zu dieser hingetrieben wurde, sodaß es keinen anderen Ausweg sah als eben den, den Fürst Bismarck einschlug.

Es bleibt dabei, und Sie vergeben Ihrem Standpunkt gar nichts, wenn Sie nicht länger den Ankläger Ihres eigenen Volkes spielen. Denken Sie Ihren eigenen Gesichtskreis wirklich rund herum zu Ende, auch die ganze Geschichte, die hinter unserem Volke liegt, dann müssen Sie sein Anwalt werden — nicht um eine große politische Führerrolle zu spielen, sondern um endlich die Atmosphäre zu entgiften, in der die deutsche Volksseele — nein die der Menschheit — zu ersticken droht. Es ist nachgerade Zeit, daß es anders werde.

Winnenden Reinhold Planck

Wöchentliche Chronik

Die preußische Verfassunggebende Kirchenversammlung trat am 24. September im Auditorium maximum der Berliner Universität zusammen. Generalsuperintendent Reinhard-Stettin wurde zum Präsidenten gewählt. Die bekenntnistreue Gruppe, bestehend aus den Konfessionellen, den Positiven und den Gemeinschaftsvertretern, zählt 140, die Evangelische Volkskirchliche Vereinigung 50, die Liberale Gruppe 19, die Ueberparteiliche Arbeitsgemeinschaft 12 Mitglieder. — Die evangelische Gemeinde Duisburg-Wanheim-Angerhausen hat den Oberkirchenrat gebeten, ihren von der Kreissynode abgelehnten Antrag auf Freigabe einer Konfirmationsform ohne persönliches Glaubensbekenntnis und Gelübde an die Verfassunggebende Kirchenversammlung gelangen zu lassen.

Die Wahlen für die Verfassunggebende Kirchenversammlung in Hannover brachten in fast allen Wahlkreisen einen Sieg der positiven Richtung.

Für die Wahlen zur Verfassunggebenden Kirchenversammlung der Frankfurter Landeskirche hatten die Positiven die Einheitsliste abgelehnt; infolgedessen sicherten sich die Liberalen, Reformierten und Mittelpartei gegenseitig Unterstützung zu. Bei sehr lebhafter Wahlbeteiligung wurden gewählt: Liberal (einschl. der lib. Reformierten) 9 Geistliche, 10 Laien; Mitte 3 und 2, Positiv (einschl. 1 positiven Reformierten) 6 und 6. In einem Wahlflugblatt von Pfarrer Liz. Greiner waren die Liberalen in folgender Weise bekämpft worden:

„Der Liberalismus, der freie Protestantismus lebt davon, daß er dieses (von den Positiven bekannte) Evangelium Satz für Satz leugnet; er ist frei vom Evangelium und protestiert dagegen. Ihm ist des Evangeliums einziger Inhalt die Botschaft von der Vaterliebe Gottes und von dem unendlichen Wert jeder Menschenseele. Wir Positive bekennen mit Luther: »Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr!« Und der Chor des freien Protestantismus ruft dagegen: Ich glaube, daß Jesus von Nazareth, Mensch von Menschen geboren, sei der größte Prophet, der uns die Bergpredigt gegeben hat, nach deren Gesetz wir leben wollen, aber nicht können."

Am 6. September haben sich in Marburg im Hause von Professor Bredt hervorragende Vertreter der verschiedenen deutschen, reformierten Kirchenkörpern zusammengefunden, um über deren Zusammenschluß zu einem einheitlichen Ganzen zu beraten. Es handelt sich um die Reformierte Kirche in Hannover, die Lippische Landeskirche, die Niedersächsische Konföderation, die Bayrische Synode, die Hanseatischen Gemeinden und weitere zerstreute Gemeinden in Mecklenburg und anderen Staaten. Die Grundlinien eines vorgelegten Entwurfs einer deutschen Reformierten Kirchenordnung fanden vollseitige Billigung. Professor Müller-Erlangen wurde mit der nochmaligen Durchsicht des Entwurfs vom theologischen Standpunkte aus beauftragt. Ref. KZ 39.

Die „Germania" moniert in einem Artikel „Die Parität in den östlichen Provinzen", daß in Schlesien bei 81,7 % katholischer Bevölkerung die Beamtenstellen zu 70 % mit Protestanten besetzt seien. „Die Katholiken weigerten sich in schweren Stunden nicht, auch in die Bresche zu springen, die Andere verschuldet hatten, so Hertling, Fehrenbach, Erzberger, Wirth, Stegerwald, Brandts, Gieseberts u. A. Es sieht in Deutschland nachgerade so aus, als wären nicht die Protestanten, sondern die Katholiken in der Mehrheit, soviel Verantwortung wird gegenwärtig auf ihre Schultern gelegt." Katholiken-Korrespondenz 9.

Lord Parmoor, Mitglied des höchsten englischen Gerichtshofes und des kaiserlichen Geheimen Rates, forderte auf der Ende September in Stockholm tagenden 11. Kirchenversammlung in einem Vortrag über die Pflicht der Kirche in der gegenwärtigen Krisis, daß die Autorität der gesamten christlichen Kirche sich gegen den Versailler Vertrag richten müsse. Rb 453.

Der Vorstand der Russian Missionary Society in Chicago verbreitet ein Flugblatt auf Grund von Briefen aus Petersburg und Sibirien unter dem Titel „Eine große geistliche Erweckung in Rußland", in dem ausgeführt wird, daß überall evangelische Pfarrer, Diakonen, Evangelisten, sowie religiöse Literatur verlangt würden. Die viel zu wenigen Arbeiter des Evangeliums, auch studentische Bibelkränzchen, wirkten mit großem Erfolg. Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz 36.

Nach einer Entscheidung des australischen Kabinetts sollen die deutschen Missionare nun doch aus Neuguinea ausgewiesen werden. An ihre Stelle soll die australische lutherische Mission, unterstützt von den Lutheranern Nordamerikas treten. Die deutschen Missionare dürfen aber noch vier Jahre bleiben. AMN 7/9.

Der Evangelisch-Soziale Kongreß, der während des Krieges 3 Jahre ruhte, dann 1917 in Berlin, 1918 in Leipzig, 1920 in Berlin wieder Tagungen hatte, ist am 6. Oktober in Erfurt wieder zu einer Mitteldeutschen Tagung zusammengetreten. Gleichzeitig ist „Evangelisch-Sozial" mit einer vom September 1921 datierten Nummer wieder lebendig geworden nach dreijähriger Pause.

Die Deutsche Katholiken-Zeitung, herausgegeben von Dr. J. Engert in Dillingen, hat im 5. Jahrgang ihr Erscheinen eingestellt.

Von Personen. Dekan Specht-Zell i. W. D. von Heidelberg.

E St

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Früher war ein Friedensschluß die Rückkehr in einen Zustand der Beruhigung, des Sichvertragens, des Rechts. In unsrer europäischen Kulturwelt von heute haben wir es glücklich so weit gebracht, daß der Friede nur die Fortsetzung des Krieges ist. Oder war es vielleicht doch immer so? Und soll uns das gegenwärtige Skandalon nur die Unhaltbarkeit dieser Art von Völkergemeinschaft vor Augen führen? Etwas muß die Vorsehung doch damit vorhaben? Für unser deutsches Volk haben wir bei alldem nur den Einen Wunsch: daß es lernen und leisten möge, was es jetzt soll — Unrecht leiden. Wenn es ihm mit Gottes Hilfe gelänge, darin die Meisterschaft zu gewinnen, würde es groß dastehen im Himmelreich — und in der Weltgeschichte. Es ist schwer, gewiß. Aber es heißt nicht, auf Würde und Recht verzichten. Es heißt auch nicht: unpolitisch werden. Im Gegenteil. Ist Politik die Kraft des Möglichen, welche Gelegenheit! Es trifft für unser Volk, wie selten, daß die höchste politische Aufgabe zugleich die höchste moralische ist.

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt im Rheinland

Cöln. Mittwoch 26. Oktober 3½ Uhr Vereinshaus, Rheingasse. Der Zusammenbruch des deutschen Luthertums als Sozialgestaltung und Deutschlands Schickung (Wünsch und Hirsch). Lic. Dr. Ernst Barnikol-Wesseling.

Suche als **Stütze und Gesellschafterin** meiner Frau ein gebildetes junges Mädchen (nicht unter 25 J.), das bereit wäre bei völligem Familienanschluß zugleich mit der Hausfrau alle im Haushalt vorkommenden Arbeiten zu verrichten. 4 Kinder von 8 Jahren bis zu 11 Wochen. Wäsche braucht nicht gewaschen zu werden. Gehalt nach Uebereinkunft. Angebote an Pfarrer **Rosenthal, Hiddingen** bei Bad Wildungen.

Wo ist Kommentar zu **Zarathustra** von Hans **Weichelt** so schnell als möglich leihweise oder käuflich zu haben? Nachricht erbeten an Prof. **Resch,** Remscheid, Volkshochschule.

Herzogs Realencyklopädie
— 22 Bände, 3. Auflage — ist in tadellosem Zustande zu verkaufen. Angebote mit Preisangabe unter **R. S. 42** an den Verlag der Christlichen Welt.

Chorrock und Lutherrock
zu verkaufen.
A. Schwabe,
Gießen, Liebigstr. 57.

Ich suche zum 1. November ein **gebildetes Mädchen,** das keine Arbeit scheut. Voller Familienanschluß. Angebote mit Gehaltsansprüchen an
Frau **G. Gogarten,** Pfarrhaus **Stelzendorf,** Post Auma, Thür.

Ich brauche beruflich folgende Bücher. Wer kann sie oder einige von ihnen mir antiquarisch ablassen?

Hauck, Realencyklopädie. Hase, Kirchengeschichte (6 Bände). Grein, Dichtungen der Angelsachsen. Mechthild von Magdeburg, hrsg. P. Gall Morell. Hennecke, Die neutestamentlichen Apokryphen. Sprenger, Mohammed. Olaenberg, Religion des Veda. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Max Weber, Werke, bes. die religionsgeschichtlichen. Tiele-Söderblom, Kompendium der Religionsgeschichte. Erman, Aegypten u. aeg. Leben; Die aeg. Religion. Bezold, Geschichte der Reformation. Luthers Werke, Erlanger Ausg. Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. 2. Gesamtausg., bes. Band 3. 2—14. 38—40. 51. 54. 61. 70. Erck-Böhme, Liederhort. Rochus v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen. Literaturen des Ostens (Amelang), bes. Apokalypsen und Pseudepigraphen, russ., persische, indische, chines., japanische, arabische, althebr. usw. Avesta, übers. v. Spiegel. Preger, Geschichte der deutschen Mystik. Wundt, Völkerpsychologie. Bibliothek der Kirchenväter.

Preisangebote an **A. Bonus** durch die Redaktion der Christlichen Welt.

Vorzugsangebot des freien Christentums. der von Prof. Lic. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen **Festpredigten:** Advent. Weihnachten. Passion. Karfreitag. Ostern. Himmelfahrt. Pfingsten. Trinitatis. Erntedankfest. Reformationsfest. Bußtag. Totenfest. Silvester. Neujahr. Äuß. Mission. Weihe- und Jahresfeste. Kriegspredigten.

Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandachten. Konfirmation. Traureden. Taufreden. (Ausführliche Kritiken postfrei.) Einzeln je M. 2,40; geb. M. 4.—, alle 22 Bde. auf einmal nur M. 40.— (statt 52 80); geb. nur 66.— (statt 88.—) auch gegen 3 Quartalsraten durch: Krüger & Co., Leipzig 18, Liebigstraße 9.

Schicket euch in die Zeit. **Predigten zur Zeitenwende.** **25 Beiträge u. A.:** Von Bauer, v. Broecker, Cordes, Dryander, Fikenscher, W. Kaehler, D. Kirmß, D. Kremers, Lichtenstein, Rolffs und D. Stolte herausg. von **Herm. Josephson.** (M. 8.—.) Ortsübliche Zuschläge!

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE
HAUS TANNENBERG HEIDELBERG HAUSACKERWEG 22
Eigenes Haus nahe dem Walde
Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt
in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6
bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer. Anfragen an die Hausmutter Fräulein **Arents.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.